

Birgit Heidtke / Patrick Thielen Ashram in Freiburg

Aus: Initiative Sozialistisches Forum, *Diktatur der Freundlichkeit*.
Über Bhagwan, die kommende Psychokratie und Lieferanteneingänge zum wohlthätigen Wahnsinn
Freiburg: ça ira 1984, S. 49 - 58

Freiburg im Breisgau, das nette Einkaufsstädtchen am Rande des Schwarzwaldes, bundesweit allenfalls bekannt als Urlaubsziel erholungsbedürftiger Ruhrpottbürger und über die harten Auseinandersetzungen um die hier zahlreich besetzten Häuser: gerade diese Stadt haben sich die Jünger Bhagwans, Sannyasins genannt, als ein Zentrum ihrer Bewegung auserkoren. Konsequenterweise wurden in den letzten Jahren ihre kleineren, in der ganzen BRD verstreuten Stützpunkte aufgelöst und in wenigen Städten konzentriert.

In Freiburg entstand solch eine, nach streng wirtschaftlichen Grundsätzen geplante Sannyasin-Infrastruktur. Dazu gehören mittlerweile ein Fensterbau und Installationsbetrieb, eine Geigenbaufirma mit Schreinerei, eine Baugesellschaft, ein Body- und Meditationszentrum, ein Ärztehaus, eine Anlagen- und Managementberatungsgesellschaft, Cafés und eine Diskothek, ein Hotel ist bereits in Planung. Die Aufzählung ließe sich fortführen. Religiöser und planungsstrategischer Mittelpunkt der Sannyasins ist – wie in anderen Städten – der Ashram, in dem in Freiburg etwa 120 Sannyasins leben und arbeiten. Die Expansion der Sannyasins führte in der linken Szene Freiburgs zu vielen Gerüchten und Spekulationen über den Alltag der Ashramiten. Grund genug, einen Tag lang in ihrem Center zu verbringen – „worshippen im Ashram“.

*

Wer beim Wort „Ashram“ an Bambus, Räucherkerzen und indische Musik denkt, wird enttäuscht. Die Zeiten von Poona sind vorbei. Das wird uns schon beim Anblick des fast schon luxuriös wirkenden, im Bauherrenmodellstiling gefertigten Gebäude klar. Erster Eindruck vom Interieur: eine Mischung aus Ikea-Einrichtung und cleanem New-wave-Weiß, Teppichboden und, natürlich, an jeder freien Wand die Bilder des Meisters – rahmenlos und unter Glas.

In einem Gespräch mit dem Leiter des Ashrams erfahren wir Aufbau und Einteilung des Zentrums: Wohnzimmer, Wasch- (cleaning-) Tempel, Küchentempel und Büro- und Planungstempel (Sokrates). Funktionalität, wohin wir schauen. Diese Tempel werden von zuständigen Sannyasins koordiniert, die den Rest der Community in ihre Tätigkeitsbereiche einweisen und aufteilen.

Welche Ma (Frau) oder welcher Swami (Mann) Koordinator ist, bestimmt der „Ashram“-Leiter. Von „organischem Wechsel“ zwischen den Tempelmitgliedern ist die Rede, von „horizontaler Hierarchie“. „Wenn jemand Lust hat, dies zu tun, dann tut er das, und irgendwann kommt dann der Punkt, wo er sagt, ich möchte wieder was anderes, was einfacheres machen, wo ich nicht so viel mit dem Kopf arbeiten muß. Dann macht er eben etwas anderes und ein anderer übernimmt die Koordination. Es gibt nichts Festes, so daß jeder alles machen kann.“ Der Leiter allerdings, fügt er hinzu, ist nicht so einfach zu ersetzen. Theorie und Wirklichkeit? Wir werden später beim „worshippen“ (beten, dienen, arbeiten) eine andere Erfahrung machen, und uns der komplexen, hierarchischen Strukturen bewußt: der Aufteilung der Ashramiten in einfache „worshipper“, in den Mittelbau der Koordinatoren und der Creme der Sannyasins und den Ashram-Leiter. Wie im „Ashram“ üblich, werden wir zwölf Stunden in verschiedenen Tempeln „worshippen“.

Welcome

Als Gäste im „Ashram“, die zudem keine Sannyasins sind, scheinen wir zunächst als freiwillige „worshipper“ fast unglaubliche Exoten zu sein. Die Ma aus dem Büro, die uns empfängt und uns die einführenden Erklärungen gibt, kann es gar nicht fassen, so toll ist das, daß wir hier arbeiten wollen. Als wäre es nicht unter anderem sie gewesen, die bei den zig klärenden Telefonaten im Vorfeld schon die selben Freudenschwälle losgelassen hätte. Nach einem kleinen ersten Rundgang durch den „Ashram“ – Wäscherei, Gemeinschaftsraum, Eßzimmer, Küche, Kindertempel – werden wir mit einem „food-pass“ für lunch und dinner dem Schoß der community überlassen.

Da passiert zunächst einmal gar nichts. Die Sannyasins sind nicht neugierig, nicht mißtrauisch, noch nicht mal desinteressiert. Wir sind für sie einfach nicht da. Es passiert noch oft an diesem Tag, daß ich das Gefühl habe, mit einer Tarnkappe herumzulaufen. Wir werden nicht geschnitten, sondern sitzen einfach daneben und hören uns das Geschnatter und Getratsche an. Für kurze Zeit ist unsere Unsichtbarkeit auch mal aufgehoben, und wenn uns dann jemand fragt, warum wir denn hier sind, und ich erzähle: Stadtzeitung, mal mitarbeiten, alles anschauen, Artikel darüber schreiben, dann bricht sofort wieder die Begeisterung aus. Ganz ganz toll ist das. Danach wieder Ausblende. Es verwirrt, daß es auf diese Anwesenheit von „draußen“ scheinbar gar keine

Reaktion gibt. Das hat auch seine Vorteile.

Die Toilette

„Zur Benutzung der Toilette und des Bades:

1. Besprühe die Brille mit dem Desinfektionsmittel und wische mit Klopapier nach (dabei das erste Blatt nicht benutzen, es könnte von deinem Vorgänger beschmutzt sein).
2. Bedecke die Brille mit zwei Streifen Papier, vorne überlappend oder halte dich schwebend über dem Toilettensitz.
3. Den Hintern mit der linken Hand abwischen, mit der rechten Wasserhahn und Seifenspender betätigen.
4. Hände mit Handdesinfektionsmittel desinfizieren.“

Ein pikanter Ort im Ashram ist das Klo. In dezenter gelb-orange sind dort die goldenen Gebote der Sauberkeit angeheftet – eine Freiburger Spezialität, wie mir später ein Sannyasin aus Aachen erzählt, ihre Lesart der Aids-message des Meisters. Bhagwans Vision, daß Aids als unheimliche, neue Krankheit die Menschheit vernichten werde, führte Anfang des Jahres zu der Sch(m)utzdirektive durch Bhagwans Sprachrohr, Ma Prem Sheela.

Ma Prem Anand Sheela, D. Phil. M., D. Litt., persönliche Sekretärin Bhagwans, Präsidentin der Akademie des Rajneeshismus und anderer Rajneeshorganisationen, verkündete diese Direktive, ihrer Stellung angemessen, als die „neue Dimension der Sexualität“. Was sich dahinter – zumindest in der praktischen Umsetzung – verbirgt, ist schnell erklärt: Gevögelt werden darf nur noch mit Gummihandschuhen (Marke „true-touch“) und Präservativen. Penibel gestapelt, entdecken wir sie beim Rundgang im Cleaning-room, dem Raum, in dem neben Scheuerlappen, Besen und Eimern alles für das reinliche Äußere des Ashram aufbewahrt wird.

„Klar, am Anfang war' s schon ungewohnt. Aber jetzt macht es Spaß wie ein lustiges Theaterstück, wenn wir uns die Gummihandschuhe überziehen“, erklärt lächelnd eine Ma auf unsere Nachfragen. Peinlich, daß wir solche und ähnliche an diesem Nachmittag immer wieder auftauchenden Sympathiebekundungen zum antiseptischen Liebesspiel allesamt aus der „Rajneesh-Times“ kennen. Dort ist übrigens auch ein weiterer Aspekt der Aids-message nachzuschlagen. Die seitenweise Veröffentlichung von Heiratsanzeigen sollen den Sannyasins den Weg in die neue Dimension der trauten Zweisamkeit weisen. „Die wilden Zeiten des Partnertauschs aus Poona sind vorbei“, erklärt mir ein älterer Swami. Er hat sie noch miterlebt. Doch zurück zum Klo.

Nirgendwo fehlt dort die Sprühflasche mit Desinfektionsmittel, der hygienische Flüssigseifenspender, die Lotion für die Handdesinfektion. Wie genau sich die Ashramiten an das Entseuchungsritual halten, wird uns nicht ganz klar – im Detail zieht man da wohl nicht so mit. Die Angst vor Ansteckung wird jedoch von keinem heruntergespielt.

Zum Beispiel meine Putzkollegin beim „worshipen“, die nach dem Geschäft die Brille gewissenhaft absprüht und mich kindlichvertrauensselig fragt, ob ich wüßte, warum sie das macht: Das ist nämlich wegen Aids. Natürlich glaubt sie daran, daß man es sich auch auf dem Klo holen kann.

Etwas anspruchsvoller argumentiert eine Ma aus dem „Mittelbau“. Glücklicherweise erklärt sie mir, daß ihr durch diese Regeln endlich bewußt geworden ist, was es überhaupt heißt zu scheißen. Früher hätte sie sich nie etwas dabei gebracht, einfach bewußtlos geschissen.

Nach zehn Stunden im „Ashram“ reizen mich solche Bekenntnisse nicht mal mehr zum Lachen, sie kommen mir im Gegenteil schon selbstverständlich vor. Denn auch ich wurde inzwischen in das Hygieneprogramm miteinbezogen: Nach meiner Putztour durch den Ashram, nach ungefähr 20 Klos und Bädern, die ich ganz bewußt und sorgfältig desinfiziert habe, ist der verbreitete Horror vor Keimen kein Witz mehr, sondern nachvollziehbar geworden. Bhagwans Vision der schleichenden Vernichtung erhält so im Alltag der Sannyasins ihre reale Gestalt: Denn dort, wo die Sorge um die Gesundheit allgegenwärtig ist, taucht der Gedanke an lauernde Krankheit ganz von selbst auf. Selten habe ich mich so widerwillig auf eine Klobrille gesetzt, mit solch einem Ekel vor Ansteckung, dem Gefühl von unsichtbarer, diffuser Gefahr.

Family

So wie der etwas penibel veranlagte Kleinbürger in unbekanntem Gaststätten zunächst die Toiletten kontrolliert, bevor er seinen Magen der Küche anvertraut, so gerät auch im „Ashram“ das Klo zur Visitenkarte für den Standard von Ordnung und Sauberkeit, um den man sich hier überall bemüht.

Unser Tag im „Ashram“ beginnt mit dem gemeinsamen Mittagessen. Obwohl uns erzählt wurde, daß die Küche und der Eßraum im Moment eher ein Provisorium für die vielen Leute sind, geht es nicht hektisch zu. Für ein Essensmärkchen bekommen wir unsere Portion an der Ausgabe und setzen uns zu der großen Familie. Für die Ashramiten, die zum Teil schweigend, zum Teil in Gruppen plaudernd um die zwei Tischgruppen sitzen, scheinen wir gar nicht da zu sein. Man macht uns Platz, aber offensichtlich ist niemand an uns interessiert. Leicht verunsichert kon-

zentriere ich mich auf meinen Teller: Pellkartoffeln mit Gemüsesauce. Offensichtlich hat das Mittagessen für die Sannyasins nichts von Großküche, man sitzt beisammen und man haut sich das Essen nicht in den Magen, es ist schon eher wie daheim, mit Liebe gekocht und mit lecker-lecker auf den Lippen gegessen. Man ißt den Teller leer, hier wird nicht lieblos reingeschlabbert und rumgeleckert. Alles hat seinen Platz, die Reste in den Biomülleimer, die Salatsauce in den Kübel für Flüssiges, alles in einer Ordnung, die sich bemüht, nicht aufdringlich zu sein.

Als Gast bekommt man da schnell dieses beklemmende Gefühl, sich daneben zu benehmen – prompt tropft mir auch beim Kaffeeinschenken die gute Bärenmarke auf den Boden.

Auf Gesundheit wird im „Ashram“ nicht nur in Sachen Hygiene geachtet. Es wird vegetarisch gegessen, Alkohol vernünftig eingeteilt, Drogen sind streng verboten, man raucht nur draußen. Auf dem Balkon, wohin sich die Raucher nach dem Essen verdrücken, frage ich verständnisvoll, ob sie sich auf das Rauchverbot geeinigt hätten, weil sie Rücksicht auf die vielen Nichtraucher nehmen wollen: nee – sie rauchen fast alle.

Der Rest bleibt im wohnlichen Eßraum sitzen. Mittagsruhe: Kaffee trinken und Zeitung lesen. Die Auswahl an Gedrucktem ist beschränkt. Im „Ashram“ wird nur eine Zeitung gelesen: das Hausblatt der Bhagwan-Jünger, gedruckt in Hunderttausendaufgabe und in Freiburg natürlich in deutscher Ausführung, „Die Rajneesh-Times“. Es wird konzentriert gelesen, Seite für Seite, nur manchmal unterbrochen durch schallendes Lachen oder ein geheimnisvolles Grinsen. Vielleicht über eine neue Sheela-Massage oder den Professor aus Köln, der jetzt überglücklich in Oregon den Autobus rangiert? Ich will auch eine. Das ist schwieriger, als ich mir gedacht habe. Ich werde in das „Zeitungs-Ausleihsystem“ des „Ashram“ eingeführt. Nach wenigen Minuten habe ich dann auch den Raum gefunden, in dem die neusten Druckwerke ausgegeben werden. Ich trage meinen Namen in eine Liste ein – erhalte dafür ein Exemplar. Eine Stunde habe ich zum Lesen, danach wird mein Name wieder ausgetrichen.

In dem Zimmer befindet sich außerdem die Video-Anlage des „Ashram“, eine Sitzecke und eine kleine Cocktail-Bar. Einige Sannyasins aus dem Disco-Tempel haben den Apparat ange stellt. Ein Action-Film wird geboten. Ich setze mich kurz dazu: „Schade, daß ich noch 8 Stunden worshipping vor mir habe“. Gelächter.

Es gibt so viele Kleinigkeiten im „Ashram“, die an unverdorrene Jugendherbergen erinnern. Kleine Schildchen in den Räumen „This is a temple!“ – Das schwarze Brett im Eingangsf lur mit lieben Grüßen von den Abgereisten und der „lost and found“ Liste. – Beim Putzen liegt in einem Flur der Zettel: „Beloved Raidas – worshipper! Please no cleaning before 6 P.M.! I need some sleep, love“.

Überall kleine Zettel mit freundlichen Ermahnungen: „Bitte in den Fluren das Licht ausmachen und die Türen leise schließen.“ Das alles meist in Englisch, international und zugleich Heimatsprache von Rajneeshpuram. Als ich der Koordinatorin vom „Cleaning-temple“ erzähle, daß mir das alles wie eine Jugendherberge vorkommt, lacht sie und gibt mir recht.

Beliebtes Herbergsgespräch sind die Namen: Man erklärt sich die Bedeutung, rätselt am Gehalt und freut sich darüber, wie schön sie sind. Später dann am Abend sitzen nach dem „worshipping“ wieder die Raucher zusammen und es werden erstmal Reisegeschichten erzählt. Der Swami neben mir kommt aus Aachen und ist jetzt seit zwei Tagen da, es geht um Heimweh, die Sehnsucht nach der Freundin. Er wird wahrscheinlich in Freiburg bleiben, da im Moment die kleinen Ashrams aufgelöst werden. Die Fluktuation, der „Austausch“ zwischen den einzelnen Ashrams, von dem uns Sakshi, der Leiter des Freiburger Ashrams erzählt hatte, heißt augenblicklich nichts anderes, als daß die heimatlosen Sannyasins in die großen Zentren abwandern. Denn in einer Stadt zu leben, wo nur noch wenige Sannyasins sind, ist inzwischen für viele von ihnen undenkbar geworden.

Worshipping

Von der Ma aus dem Büro werden wir nach dem Essen den einzelnen Tempeln zugeteilt. Die Arbeit im „Ashram“ ist nicht schwer und nicht hektisch – es geht ruhig zu. Für mich heißt „worshipping“ im „Raidas“, der Putz- und Haushaltsabteilung des Ashrams, zunächst, die Zimmer und Flure der Wohnungen zu saugen. Man läßt mich dabei allein, systematisch arbeite ich mich durch die vier Stockwerke. Es geht schnell, denn viel Dreck gibt es nirgendwo.

Etwas einschläfernd ist die Eintönigkeit der Räume – auf jedem Stockwerk drei Wohnungen mit drei Zimmern und einem Bad, in jedem Zimmer wohnen drei Leute, in den besonders kleinen zwei. Sie sind sparsam eingerichtet und man ist offensichtlich bemüht, die Enge durch zweckmäßige Aufteilung zu umgehen. Die Matratzen liegen auf dem Boden, kleine Ikearegale trennen die Betten mehr symbolisch. Überall Bilder von Bhagwan, gerahmt, ungerahmt, unter den Spiegel geklemmt, seltener Photos von Freunden. Oft sind Pflanzen über den Boden verteilt, liebevoll behandelt und mit Sinn für Plazierung. Es gibt kaum Bücher außer Schriften von Bhagwan, noch nicht mal Schmöcker. Dafür liegt oft ein walkman neben dem Bett und fast überall Asterix.

Die seltsame Atmosphäre in diesen Zimmern, die Sannyasins gerne als die intensive, besondere Energie, die im „Ashram“ strahlt, bezeichnen, entsteht für mich durch den Widerspruch

zwischen der stereotypen, entindividualisierten Einrichtung der Zimmer und dem offensichtlichen Bemühen, sich einen Rückzug zu schaffen. Später erzählt mir ein holländischer Sannyasin, daß die Belegung der Zimmer tatsächlich ein Problem ist. Die Zusammensetzung ändert sich ständig – es wird oft umgezogen, weniger aus Vorlieben, sondern aus Unvereinbarkeiten.

Für ihn, der morgens früh aufstehen muß, ist z.B. der Lärm der heimkommenden Discoworshipper sehr störend. Wenn die Enge zu drückend wird, ist der Walkman eine hilfreiche Möglichkeit, sich zurückzuziehen und seine Ruhe zu haben.

Umzüge in den Wohnungen werden von „Sokrates“, dem Büro koordiniert. Mir wird aus den Gesprächen nicht klar, ob die ständige Fluktuation, die Unmöglichkeit für den einzelnen Sannyasin, sich an einem Platz und mit bestimmten Leuten festzusetzen, beabsichtigt ist, oder einfach notwendig durch die ständigen Koordinationsprobleme. Diese Umlegungen scheinen für den einzelnen Sannyasin jedoch eher lästig wie positiv zu sein.

Mit meiner Tour durch die Zimmer bin ich schnell fertig und damit am kritischen Punkt vom „worshippen“. Etwas hilflos renne ich durch den „Ashram“ und muß die Chefin suchen, mir meinen nächsten Job abholen. Ich habe das gleiche unangenehme Gefühl, das ich vom Arbeiten aus eher nicht religiös bestimmten Betrieben kenne. Schließlich werde ich zusammen mit einer Ma und einem Swami zum zweiten Durchgang durch die Zimmer eingeteilt.

Ich bin zuständig für die Badesinfektion, die Ma saugt noch einmal die Zimmer, der Swami hat sich zur Aufgabe gemacht, die Bilder Bhagwans abzustauben. Damit hat er Glück, denn dort findet er sogar Dreck. Ansonsten herrscht überall Sauberkeit. Trotzdem sprühe ich leicht genervt nochmal die Bäder ein – die wahre Bedeutung des „worshipping“ wird mir langsam klarer. Es geht bei der Arbeit in den Tempeln innerhalb des „Ashrams“ tatsächlich nicht um Effektivität, sondern um ein zähflüssiges Ausdehnen der sinnlosen Beschäftigung. Wäre ich Ashramit, könnte ich mich damit auseinandersetzen, warum man gerade mich zum Putzen einsetzt – mich mit meinen ganzen Blocks gegenüber dieser Sauberkeit. Ich würde beim Desinfizieren an die geschützte Gemeinschaft denken, beim Geraderücken der Cremedosen und Shampooflaschen an jedes einzelne „Community“-Mitglied, seine Freude über die schöne Ordnung, über meine Arbeit.

Ich bin kein Ashramit und auffällig schnell fertig. Erstaunt meint meine Kollegin, daß ich irrsinnig schnell bin, obwohl ich diesen zweiten Durchgang eher im Schneckentempo durchgezogen habe.

Das ist das Andächtige, das besondere am „worshippen“, man kann die Zeit beliebig in die Länge ziehen, in dem Gefühl, daß der Tag endlos ist. Da die Arbeit kein Ergebnis hat, wird der einzelne seiner Arbeit enteignet, bekommt die Arbeit im „Ashram“ die besondere Qualität des „worshipping“, des Gebets.

Ich frage meine Kollegin, ob sie nicht alles schnell durchputzen könnte und dann Feierabend machen – das geht nicht. Wenn sie fertig ist, geht sie zur Koordinatorin und bekommt dort den nächsten Auftrag.

Die Umwertung der Arbeit zu „worshipping“ heißt nicht, daß die Sannyasins nicht normal arbeiten und rationell mit Arbeitskraft kalkulieren, wenn es darauf ankommt. So unterscheidet sich der Job eines Garderobiers in der „Zorba the Buddha“-Disco wohl kaum von den üblichen Zuständen, liegt die Effektivität und der wirtschaftliche Erfolg der Außenbetriebe des Ashrams am gezielten Management des Büros und dem bereitwilligen Einsatz der „worshipper“.

Umgekehrt begreife ich langsam, was alle damit meinen, wenn sie von der „unheimlich intensiven Energie“ reden, die beim Discobau dagewesen sei. Da gab es Arbeit, die für den Einzelnen produktiv erfahren werden konnte. Das Zurücktreten des religiösen Aspektes gegenüber der Notwendigkeit, unter Zeitdruck zu arbeiten, scheint von den meisten als positiv, aber auch besonders erinnert zu werden.

Geld und Luxus

Im Ashram wird oft über Geld gesprochen und meistens darüber, ob man es hat oder nicht. – Reicht es, um nach Oregon zu fliegen, wo kriegt man es her, wie zahlt man seine Schulden ab.

Denn jeder Sannyasin, der in den „Ashram“ ziehen will, muß schuldenfrei sein und außerdem die 3.000 DM für den Familienausflug nach Oregon selbst aufbringen können, da die „Community“ das erwirtschaftete Kapital im Moment noch nicht in die Reisekosten der Ashramiten stecken kann.

Die Bedingung an den Sannyasin, ohne Schulden in die Hauswirtschaft des Ashrams einzutreten, soll die „Community“ vor finanziellen Belastungen schützen: mit gutem Grund, denn für den, der im Ashram lebt, erlischt die Zahlungsfähigkeit. Da die offiziell ausgezahlten Gehälter unter Abzug der Sozialabgaben restlos in den Betrieb der „Community“ zurückfließen, bleibt für den Ashramiten nur die Möglichkeit, sich dem bargeldlosen Warenverkehr im „Ashram“ anzuvertrauen. Die tägliche Arbeitszeit von 12 Stunden läßt keine Möglichkeit zum Jobben, um nebenher an eigenes Geld zu kommen – wer ohne Finanzreserve in den „Ashram“ zieht, muß ohne Geld auskommen. Selbst das monatliche Taschengeld von 200 DM ist seit kurzem gestrichen worden.

„Bhagwan hat gesagt: 'Meine Sannyasins sollen leben wie Könige und für Könige ist es

unwürdig, Taschengeld anzunehmen. Ein König braucht kein Taschengeld!.“ – So erläutert die Ma aus dem Büro diese Änderung. Als wir sie fragen, ob nicht jeder auf Geld angewiesen ist, um auch außerhalb des „Ashrams“ Kino, Kneipen, usw. zu bezahlen, redet sie von falschen und richtigen Bedürfnissen, die sie in ihrem Entwicklungsprozeß unterscheiden gelernt hat. Die richtigen Bedürfnisse, solche, die zur inneren Ruhe führen, werden vom „Ashram“ gestillt; man ist im Moment dabei, die Selbstversorgung im Ashram soweit auszubauen, daß keiner auf Geld für Außenausgaben angewiesen ist.

Sie erklärt uns dieses System der bargeldlosen Versorgung: Für Alkohol, Zigaretten, den Discokonsum gibt es ein Bonsystem, mit dem jeder Ashramit den für ihn veranschlagten Luxusbedarf einlösen kann. Probleme, die im Moment vor allem durch das Bedürfnis, sich für die Disco fein anzuziehen entstehen, sollen in Zukunft durch ein internes Verleihsystem gelöst werden. Die schicken Sachen gehören dann allen, man trägt sie für eine Nacht und gibt sie dann zurück.

Bargeldloser Austausch heißt nicht, daß im „Ashram“ nicht gerechnet wird. Das Bonsystem ist penibel und umständlich genug, um den Sannyasins eine ständige Vergegenwärtigung des organischen Prozesses von Geben und Nehmen zu ermöglichen. Denn nur der Ashramit hat das Recht auf unkomplizierte Versorgung. Alle Besucher, deren Status nicht geklärt ist, (ob Gäste von außen, „guest-worshippers“ oder Sannyasins auf Besuch) stoßen zunächst auf Widerstand bei dem Sannyasin an der Essensausgabe, wenn sie keine Essensmarke abgeben können.

Wir haben für unseren Tag im Ashram einen „foodpass“ für „lunch“ und „dinner“ bekommen. Beim Abendessen erhält jeder eine Wein- oder Biermarke, die er einlösen kann oder aufsparen. Die Grenzen für den privaten Luxus, die dem einzelnen Sannyasin gesteckt werden, äußern sich in Kleinigkeiten: Die Ma, die vor mir ihr Essen abholt, möchte heute abend ein Malzbier trinken. „Das kostet dich aber eine Biermarke“, ist der freundliche Hinweis des Swamis an der Theke.

Wer sich auf ein Leben ohne Geld, den organischen Prozeß zwischen täglicher Arbeit und Versorgung nicht einlassen kann, für den gibt es die Möglichkeit, als „Platter“ im Ashram zu leben. Für monatlich 750 DM erhält er die Wärme der Community, Kost, Logis und „worshippen“ in der Freizeit Inbegriffen. Erwünscht ist der Status des „Flatters“ wohl nur für kurze Zeit.

Hierarchien

Die Ma, die uns am Morgen einführte, beschreibt uns noch einmal das Prinzip der „horizontalen Hierarchie“. Sie nennt es anders als Sakshi, der Center-Leiter: Die Arbeit, das Zusammenleben in der „community“ erlebt sie als permanente Therapie, als unheimlich wichtigen Entwicklungsprozeß, den jeder durch den ständigen Wechsel seines Arbeitsplatzes und seiner Funktion durchläuft.

„Im Ashram lernst du, daß alles, was dir auf stößt, dein Ding ist, erkennst du, daß die Probleme mit den anderen, mit deiner Arbeit, die Probleme, die du draußen hattest, reine Projektionen sind. Das wird möglich durch das Vertrauen in die community: Denn wo niemand dir was böses will, entstehen Konflikte durch deine Projektionen.“

Die Durchlässigkeit in der Hierarchie wird bei der Ma aus dem Büro schon fragwürdiger: Denn sie erzählt, daß es natürlich mit der inneren Entwicklung des Sannyasins zusammengeht, ob er in der Lage ist, einen verantwortlichen Posten zu übernehmen. Verantwortungsposten heißt, Koordinator zu sein, heißt aber auch, im Büro zu arbeiten. Ihr Weg ins Büro ging über den Kinder- und Küchentempel. Nach anfänglichem Beteuern, wie schwer ihr der Abruf aus der Küche gefallen sei, ist sie schnell bei der Bürde der Verantwortung, die mit einem höheren Posten verbunden ist. Nicht das letzte Mal an diesem Tag entsteht der Eindruck, daß Verantwortung für den Ashramiten fürchterlich schwer, kompliziert und belastend ist.

Da hat es der kleine Ashramit schon besser. Jedesmal, wenn mich ein Sannyasin aus dem „Mittelbau“ mit Staubsauger oder Putzlappen entdeckt, überschüttet er mich mit Freudenergüssen über den Wert, die Schönheit meiner Arbeit: „Das ist ja ganz, ganz toll, was ihr hier macht!“ Sollten diese Huldigungen Bhagwans Worten: „Einen Fußboden sauberzumachen, kann ein ungeheuer kreativer Akt sein. Vergiß nie, daß Kreativität nichts mit einer besonderen Arbeit zu tun hat. (...) Kreativität heißt, jede beliebige Arbeit als Meditation genießen zu können, jede beliebige Arbeit mit tiefer Liebe zu tun“, nachhelfen? Sie erschienen mir als beflissener Ausgleich für die Unebenheiten in der „horizontalen Hierarchie“.

Denn für die normalen „worshipper“ heißt „horizontale Hierarchie“ vor allem, daß nicht sie entscheiden, wie sie ihre zwölf Stunden Arbeitszeit gestalten, die zum Pflichtprogramm des Ashramiten gehören. Sie bekommen ihre Aufträge in kleinen Happen vom Koordinator ihres Tempels. Ihre Wahl, ihre Rotation, die uns der Center-Leiter Sakshi so positiv beschrieb, ist die zwischen Kloputzen, Gemüseschälen oder Sockensortieren. Das Wesentliche an der Fluktuation ist, daß der einzelne Sannyasin den Weg, den er im „Ashram“ durchlaufen wird, nicht kennt. Er lernt ihn erst kennen durch die Entscheidungen, die vom Center-Leiter oder dem Personalkoordinator getroffen werden.

Da können Überraschungen passieren: Ein Swami, der während des Diskobaus Koordinator war, erzählt mir, daß er in der Endphase des Baus mit seiner Position überhaupt nicht mehr zu recht gekommen ist. Die ganze Verantwortung sei für ihn so drückend gewesen, daß er am Schluß

des Baus ziemlich fertig gewesen sei. Sakshis Vorschlag, doch wieder als normaler „worshipper“ weiterzumachen, sieht er ganz positiv. Er hat keinen Argwohn. Die Frage, ob er mit dem Bauende einfach nicht mehr gebraucht wurde, taucht für ihn nicht auf. Im Therapiezusammenhang der Community akzeptiert er diesen Schritt als heilsame Entlastung.

In einer kleinen Rauchpause während dem Putzen sitze ich mit einer Ma vom „Raidas“ auf dem Balkon. Ein Swami taucht auf und gesellt sich zu uns. Sofort bin ich verschwunden, als Gesprächspartner einfach nicht mehr vorhanden, trotz der kurzen Einblenden, die teils durch meine Fragen kommen, teils aber völlig willkürlich, ohne erkennbaren inhaltlichen Zusammenhang. Die beiden reden völlig ungestört über ihre Probleme mit der ständigen Arbeit, lästern über Sakshi und träumen von besseren Zeiten, in denen es nur noch freie Tage geben wird. Ich frage nach, ob sie wirklich keinen freien Tag haben. Die Ma erzählt mir kurz über ihre Probleme damit. Sie kann weder ihre Eltern noch ihren Freund besuchen, da diese nicht in Freiburg wohnen. Das ist der Grund, warum sie nicht in den „Ashram“ ziehen kann. Dann – völlig unvermittelt – schaut sie die Vögel an und erzählt von irgendeinem Bekannten der Papierflieger bastelt.

Kritik, Unzufriedenheit erlebe ich im „Ashram“ ohne erkennbaren Bezug auf eine gewollte Veränderung. Das gilt für die meisten Gespräche an diesem Tag: Das Thema kann jederzeit verlassen werden, es werden Geschichten erzählt, man redet, ohne auf Widerstand zu stoßen. Es gibt keine Kontinuität im Kontakt mit den Ashramiten, keine inhaltliche, keine in unserer Beziehung zu ihnen. Nachzufragen, gezielt zu reden, etwas bestimmtes zu wollen ist ungewöhnlich. Zusammenhänge, seien es die internen des „Ashrams“ oder solche politischer Natur sieht hier keiner, der nicht dafür zuständig ist, scheint auch keiner sehen zu wollen. Kritik oder Verwunderung, Fragen von uns, werden entweder lachend entgegengenommen oder mit einem Gleichnis aus Bhagwans Werken beantwortet.

Nach zwölf Stunden Arbeit im „Ashram“ gibt es keine Verständigungsmöglichkeiten mehr zwischen uns und den Sannyasins. Die Liebe von und zu Bhagwan taucht immer dann als einende Bande auf, wenn Beschönigungen nichts mehr nützen. Die Lebensfreude, die die Sannyasins in Diskotheken und ihren Geschäften ausstrahlen, ist im Alltag des „Ashrams“ für uns zur Stereotype, zu Langeweile verkommen. Uns bleibt der Eindruck eines großangelegten Therapieplans, der die perfekte Gängelung des Einzelnen als Basis nimmt.

Nach einem Tag im „Ashram“, der mit einem Abschied endet, der sich von der überschwinglichen Begrüßung kaum unterscheidet, ist „draußen“ nur noch Platz für Erleichterung.